

Das Recht auf Bildung in Äthiopien

«Ich sehe mich als Vermittlerin zwischen den Kulturen»

Die Geschichte des Kinderdorfes in Trogen begann mit europäischen Waisenkindern nach dem Zweiten Weltkrieg. Heute werden zusätzlich in zwölf Ländern in Südosteuropa, Zentralamerika, Südostasien und Ostafrika Projekte durchgeführt. Der Zugang zu Bildung und das interkulturelle Zusammenleben stehen bei der Arbeit mit den benachteiligten Kindern im Vordergrund. Ein Gespräch mit Carmen Meyer, der Programmverantwortlichen der Stiftung Kinderdorf Pestalozzi für Ostafrika (Äthiopien, Eritrea, Tansania).

Wieso engagiert sich die Stiftung Kinderdorf Pestalozzi in Äthiopien?

Früher wurden Kinder, die direkt beispielsweise aus Tibet, Korea, Vietnam, Tunesien und Äthiopien kamen, im Kinderdorf aufgenommen. Später erkannte man, dass mit Hilfe vor Ort wesentlich mehr Kinder erreicht werden können und man begann, im Ausland zu arbeiten, auch in Äthiopien. Heute haben wir klare Kriterien für das Engagement in einem Land. Grundlage sind die UN-Kinderrechtskonvention, der Kinderrechtsreport und die Kinderrechtssituation. Äthiopien ist noch immer im Programm, weil das Bedürfnis riesig ist. Fünfzig Prozent der Kinder gehen nicht in die Schule. Die Qualität der Bildung ist leider nicht sehr befriedigend.

Wäre die Bildung nicht Aufgabe des Staates?

Es ist nicht unser Ziel, ein paralleles Bildungssystem aufzubauen. Unsere Partnerorganisationen und wir haben ein Abkommen mit dem Bildungsministerium. Der Staat bietet den Lehrplan an, kann aber sonst wenig zur Verfügung stellen. Im Modell der «Alternative Basic Education», das

«Fünfzig Prozent der Kinder gehen nicht in die Schule.»

wir anwenden, werden Grundschulen von den Dörfern selbstständig gebaut und verwaltet. Wir finanzieren nur zu siebzig Prozent. Wir wollen eine Strategie der Nachhaltigkeit. Das Bildungsministerium oder die Gemeinschaften übernehmen während den meist neun Projektjahren einen zuneh-



Carmen Meyer im Kinderdorf Pestalozzi im appenzellischen Trogen.

FOTO: ALEXANDER LÖTSCHER

menden Teil der Kosten. Unsere Aufgabe zusammen mit den lokalen Partnern ist die Qualität. Es werden Leute aus dem Dorf rekrutiert und zu Lehrpersonen ausgebildet. Zusammen mit der Gemeinschaft und dem Ältestenrat stellen wir sicher, dass ein Teil der lokalen Kultur und des Wissens in den Lehrplan einfließt. Wir sind ehrlich und transparent. Es sind langjährige Beziehungen, wo Vertrauen wächst.

Werden die Kinderrechte in Äthiopien akzeptiert oder werden sie als westliches Konzept abgelehnt?

Äthiopien hat die Kinderrechtskonvention unterschrieben. Spannend ist, dass Afrika eine eigene Charta für Kinderrechte ausgearbeitet hat, die «African Charter on the Rights and Welfare of the Child» aus dem

Jahr 1990. Äthiopien hat diese Charta ebenfalls unterschrieben. In diesem Sinne kann man sagen, dass Afrika die Wichtigkeit der Kinderrechte nicht nur anerkannt, sondern sie sogar weiterentwickelt hat. Der letzte äthiopische Kinderrechtsreport ist im UNO-Kinderrechtsrat 2006 diskutiert worden.

Wieso ist für Mädchen der Zugang zu Bildung schwieriger? Wie geht ihr vor, um den Mädchen den Zugang zu den Schulen zu erleichtern?

Kulturell bedingt erfahren die Frauen eine geringere Wertschätzung. Wenn zehn Kinder da sind, schickt man wegen Geldmangels zuerst die Buben in die Schule und die Mädchen müssen zuhause bleiben. Um die Benachteiligung der Mädchen beim Zu-

gang zur Bildung zu reduzieren, handeln wir mit unseren lokalen Partnern und den betreffenden Gemeinschaften aus, dass sechzig Prozent der Schulkinder Mädchen sein werden. Wir diskutieren mit den Ältestenräten und Frauengruppen. Wir haben auch klare Gender-Richtlinien in der Lehrerausbildung. Dann ist wichtig, dass wir die richtigen Schulbücher haben, weil dort gewisse Haltungen und Vorurteile reproduziert werden. Neben dem pädagogischen Inhalt ist auch die Infrastruktur wichtig, etwa separate Toiletten für Mädchen und Buben. Wir haben «girl groups» und Ansprechpersonen für Mädchen, wenn es Probleme, beispielsweise Miss-handlungen, gibt.

Wird es nicht als Einmischung empfunden, wenn beispielsweise eine Mädchenquote von sechzig Prozent vorgeschrieben wird?

Ich denke, dies ist Verhandlungssache. Ein Projekt zu planen und durchzuführen basiert immer auf gegenseitigem Respekt und der Suche nach einem Konsens. Das macht meine Arbeit so spannend; interkulturell zu arbeiten, verlangt von allen Beteiligten ein hohes Mass an Offenheit, Neugier und Bereitschaft, Neues zu lernen. Ist einmal ein Projekt ausgearbeitet und der Vertrag mit allen Parteien abgeschlossen, ist es ein Teil meiner Arbeit zu gewährleisten, dass die Bedingungen eingehalten werden. Das verlangt viel Fingerspitzengefühl, denn auch uns werden Bedingungen gestellt. In diesem Sinne verstehe ich mich als Vermittlerin zwischen den Kulturen und habe kein Helfersyndrom.

Die Qualität der Bildung steht bei euch im Zentrum. Was bedeutet für euch Qualität?

Das ist ein riesiges Thema. Die Bildung muss kindergerecht und kontextrelevant sein. Häufig können die Kinder nur drei Jahre in die Schule, weil die Eltern nicht mehr Geld haben oder weil es keine weiterführenden Schulen in der Umgebung gibt. In diesen drei Jahren wollen wir das Kind so weit gebracht haben, dass es Lesen, Schreiben und Rechnen kann. Und dass es bestimmte Werte und Instrumente auf den Lebensweg mitbekommen hat, um das Leben in die eigene Hand nehmen zu können. Die Kinder in unseren Projekten haben bei Planung, Monitoring und Evaluation der Projekte auch etwas zu sagen, das ist uns sehr wichtig. Wir wollen echte Partizi-

FOTO: PRIVATE SAMMLUNG C. MEYER



Carmen Meyer bei ihrem letzten Projektbesuch in Ostafrika.

pation, weil es ihr Selbstbewusstsein stärkt und sie dadurch besser auf ihr künftiges Leben vorbereitet sind.

Was ist Ihr Fazit nach sechs Jahren Arbeit im Programm? Finden auch Ideen der Gleichberechtigung und der Gewaltlosigkeit Wiederhall?

Es hat sich sehr viel geändert. Wir haben 2008 eine Evaluation des gesamten Auslandsprogramms gemacht, die gezeigt hat, dass unsere Arbeit relevant ist. Klar gab es auch Kritik und neue Anregungen. Haltungsänderungen in Richtung Gleichberechtigung und Gewaltlosigkeit brauchen sehr viel Zeit. Wir sehen, dass es im Leben der Kinder und Familien Änderungen gegeben hat und dass es einen Ausblick auf mehr gibt. Das macht sowohl uns als auch unseren lokalen Partnern Mut.

Welches sind die aktuellen und zukünftigen Herausforderungen?

Wegen des zweiten Millenium Development Goal – Recht auf Bildung – ist für Bildung in den letzten Jahren relativ viel Geld ausgegeben worden. Die offiziellen Statistiken geben einem das Gefühl, dass die Ziele bis 2015 erreicht werden können, aber oft entsprechen sie nicht ganz der Realität. Aus Selbstschutz gegen Kritik wer-

den zum Beispiel bereits auf lokaler politischer Ebene die Einschulungsquoten manipuliert, um jährliche Steigerungen präsentieren zu können. Das zieht sich dann weiter bis zum internationalen Reporting.

«Wir wollen eine Strategie der Nachhaltigkeit.»

Durch die globale finanzielle Situation besteht jetzt zusätzlich die Gefahr, dass Gelder von der Bildung weg hin zu anderen Wirkungsfeldern – beispielsweise die Stützung der Wirtschaft – abgezogen werden. Eine bleibende Herausforderung ist die Qualität der Bildung. In Äthiopien sind achtzig Schülerinnen und Schüler auf eine Lehrperson die Norm, manchmal sogar hundert oder hundertzwanzig. Wie will man da eine kindergerechte Bildung bieten können? Meistens hat es ein Buch für fünf bis sechs Schüler und kein didaktisches Material. Lehrpersonen sind schlecht ausgebildet und haben niedrige Löhne. Es gibt also noch genügend Arbeit für alle in den nächsten Jahren!

Aufgezeichnet: Alexander Lötscher